

Identität durch Differenz?

Zur Rolle der wechselseitigen Abgrenzungen in Christentum und Islam

Anja Middelbeck-Varwick

Vom 3. bis 5. März 2006 traf zum vierten Mal in der Katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim das Theologische Forum Christentum – Islam zusammen. Im Mittelpunkt der diesjährigen Tagung stand die Frage nach dem Sinn und der Notwendigkeit von wechselseitigen Abgrenzungen zwischen Christen und Muslimen. 90 Angehörige aus beiden Traditionen nahmen in diesem Jahr an der vom Bundesinnenministerium geförderten Tagung teil. Der nachfolgende ausführliche Bericht stammt von Anja Middelbeck-Varwick, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Systematische Theologie des Seminars für Katholische Theologie der Freien Universität Berlin. KH

Als theologische »Denkschmiede«, so erörterte Tagungsleiter Hansjörg Schmid, verfolge das Forum mit der Fokussierung der bestehenden Differenzen und herausgebildeten Abgrenzungsmustern zwischen beiden Religionen die Intention, einen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis zu leisten. Hier könnten differenzierte theologische Denkwege zum aktuellen Diskurs bei zugleich eingehaltenem kritischem Abstand zum tagespolitischen Geschehen gegangen werden. Seitens der muslimischen Teilnehmer betonte Duran Terzi (Düsseldorf) eingangs die Notwendigkeit, eine Kultur des Umgangs mit Differenzen zu entwickeln. Es sei ein Fehler, nur die Gemeinsamkeiten als Anknüpfungspunkte aufzufassen und Unterschiede auszublenden. Vielmehr gelte es, nach der Relevanz der Differenz für die jeweilige Identitätsbildung zu fragen, ohne dabei in jahrhundertealte bipolare, antithetische Stereotype zu verfallen.

Neue Selbstsicht – neue Identität

In seinem Eröffnungsvortrag zum Thema »Selbtsicht und Sicht des anderen. Verschiedenheit, Abgrenzungen und Wege zur Offenheit« zeigte Jacques Waardenburg (Lausanne) die Notwendigkeit auf, hinsichtlich der Frage nach Identitäten und Differenzen begriffliche Schemata aufzubrechen. Diese entsprängen dem Interesse der menschlichen Vernunft, in Oppositionen zu denken. Waardenburg betonte hingegen, im Verhältnis von Christen und Muslimen könne das je »Andere« keinesfalls länger allein als gegnerisches »Fremdes« gesehen werden, wie dies im Laufe der Geschichte geschehen sei. Vielmehr werde der Andere stets zunächst im Gesichtskreis des »Eigenen« erfasst und strikte Dualismen und Differenzsysteme zunehmend durchbrochen. So könne die offen wahrgenommene Alterität heute als positive Anregung für die sich ausformende Identität gelten. Vorab sei zu klären, weshalb Muslime und Christen überhaupt an der anderen Religion interessiert sein sollten. Schließlich sei ein solches Interesse in der Vergangenheit fast nie unparteiisch gewesen, sondern man habe die Differenzen meist von den eigenen Voraussetzungen gedeutet. Waardenburg stellte die Frage, warum gerade der Unterschied zwischen Islam und Christentum von Menschen so radikal konstruiert werde, dass diese beiden Religionen zu zwei selbständigen Identitäten verdinglicht würden? Zahllose Menschen, so Waardenburg weiter, seien Opfer dieser Art von Konstruktion geworden. Die postulierte Entgegensetzung sei nicht aufrecht zu halten, da zum Beispiel auch wirtschaftliche und politische Faktoren in den Diskurs um die Verhältnisbestimmung einzu beziehen seien. Des weiteren könne eine absolute Differenz auch religionswissenschaftlich wie theologisch nie behauptet werden. Schließlich sei der zu Grunde gelegte Religionsbegriff in »Islam« und »Christentum« kein einheitlicher. Zudem sei stets zu ergründen, welcher Islam und welches Christentum gemeint seien. Waardenburg forderte, die Interpretation einer Religion nicht allein von der Zugehörigkeit eines Mitglieds zu ihr zu leisten, sondern vielmehr die Kommunikation mit ihren Angehörigen einzubeziehen, die getroffenen Aussagen auf Zustimmungsfähigkeit der dieser Religion angehörigen »konkreten« Gläubigen zu prüfen. Die Religionen selbst seien nicht als geschlossene Systeme zu erfassen, sondern man müsse davon ausgehen, dass eine Religion verschiedentlich konstruiert, konzeptionalisiert und interpretiert werden könne. Die wechselseitige Wahrnehmung von Christen und Muslimen in Europa sah Waardenburg in vergleichsweise starre Muster festgelegt: Die Beziehungen von

Europäern zu Muslimen seien negativ bedingt, durch Unkenntnis und Angst gestört, und zunehmend von institutionellen Interessen, sozialpolitischen Konflikten, Missionsversuchen, politischen Strategien, Ideologisierungen und Diskriminierungen bestimmt. Zudem besäßen die Muslime in Europa umgekehrt kaum Gelegenheit, Christen kennen zu lernen, da diese Ausnahmefiguren seien und es ihnen kaum möglich sei, »christliche Landschaften in Europa« zu entdecken. Zusammenfassend hob Waardenburg hervor, dass eine bessere Kenntnis und eine neue Sicht der Anderen sowie eine sich damit verschränkende Reflexion des Eigenen, eine neue Selbstsicht allein zu einem neuen Umgang miteinander führen könne. Oder umgekehrt: Für eine neue Sicht des Anderen brauche es eine neue Selbstsicht, der reziproke Zusammenhang von Selbst- und Fremdsicht sei zu beachten, da sich die Sicht der anderen Religion in der Sicht der eigenen Religion widerspiegeln und umgekehrt. Es komme also entscheidend auf einen neuen Identitätsbegriff an.

Islamische Identität: Neu-Konstruktion und Re-Konstruktion

Als muslimischer Hauptredner sprach Muhammad Kalisch (Münster) zum Thema: »Abgrenzung im islamischen Denken. Entwicklung, Bedeutung und Begründung des Abgrenzungsgedankens in der islamischen Theologie und im islamischen Recht«. Kalisch unternahm eingangs eine Definition des Islam: In allen islamischen Gruppierungen werde der Glaube an Gott, die Engel, die Bücher, den Gesandten und den Jüngsten Tag geteilt. Innerhalb dieser fünf Punkte zeige sich wiederum eine Vielfalt von Auffassungen. Vor allem der Glaube an Gott, die Bedeutung von *tauhīd*, die wiederum zur Frage nach den Attributen und dem Wesen Gottes und dem Verständnis des Korans führe, erhalte zahlreiche Bedeutungsvarianten. Auch die Deutung der Engel (universal, personal) sei nicht einheitlich. Ähnlich divergent seien die Vorstellungen von der Auferstehung, bedenke man beispielsweise die Diskussion um die Unsterblichkeit der Seele. So gebe es schließlich zwei maßgebliche formale Kriterien des »Islam«: Muhammad als Siegel der Propheten und der Koran als letztgültige Offenbarung. Diese beiden Kriterien seien als Abgrenzungsbestimmungen zu fassen, die aber allein zur Definition nicht genügen. Die Frage der Prädestination z. B. fungiere als verbindende Linie zwischen den Religionen. Zum Thema einer islamischen Theologie der Religionen werde grundsätzlich vertreten, dass alle der ge-

nannten fünf Punkte anerkannt sein müssten, außerhalb ihrer gebe es kein »Heil«. Die anderen Buchreligionen beruhten zwar auf Offenbarung, seien aber Verfälschungen bzw. Neuerungen. So habe Ibn al-ʿArabī vertreten, nur der Islam sei eine heilsrelevante Religion, alle anderen gelangten in die Verdammnis. Zu bedenken sei das Verständnis der Begriffe *kufṛ* (Ablehnung des Islam) und *īmān* (Annahme des Islam in seiner vollsten Form), die nicht im engeren Wortsinn als Unglaube bzw. Glaube zu fassen seien. Diese Differenzierung führe zu keiner Relativierung des Islam, aber es sei mit ihr festzuhalten, dass Gott jeden aufrichtig Glaubenden annehme. Es sei also eine gewisse Heilsrelevanz »außerhalb« zu vertreten. Schließlich stellte Kalisch die Frage, wie Abgrenzung im Bereich des Rechts und der Ethik verstanden werde. Das Staatsrecht unterscheide die Bereiche *dār al-islām* (Haus des Islam) und *dār al-ḥarb* (Haus des Krieges), aber diese Aufteilung der Welt sei keine koranische. Des Weiteren sei zu klären, wie der Islam vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung zu völkerrechtlichen Fragen stehe. Kalisch unterstrich in diesem Zusammenhang, es gebe räumlich-administrative Abgrenzungsbestimmungen, die das Verhältnis von Muslimen zu den so genannten *ḍimmīs* (Schutzbürgern) und auch Ausländern regeln. Die im Vertrag von Medina vereinbarte Formel, alle Muslime seien die *umma wāḥida* (die eine, wahre Gemeinschaft) findet sich so in der Literatur nicht mehr. Beim Versuch islamischer Selbstdefinition sei stets zu berücksichtigen sei, dass Quellen aus dem 9. und 10. Jahrhundert der Konstruktion muslimischer Geschichte dienen. Er verwies im Folgenden auf diverse Rechtsbeispiele, um die Position der *ḍimmīs* zu erörtern. Insgesamt vollziehe sich eine neue Diskussion um die genannten Begriffe und das Thema der »Abgrenzung«. Ein rationaler Ansatz, den Kalisch hierfür präferiere, erlaube eine genauere Lesart der Rechtstexte.

In seiner Erwiderung ergänzte Christian W. Troll (Frankfurt) das Gesagte und unterstrich es. In der Tat sei der Glaube an Gott und die im Koran vorgestellte Gott-Mensch-Relation für die Definition des Islam entscheidend. Zentral sei zudem die *ṣahāda* als wichtige Abgrenzungsbestimmung. Trotz der allen Menschen eignenden *fiṭra* (natürliches Ausgerichtetsein des Menschen auf Gott) würden Christen und Muslime dennoch als abgefallen betrachtet. In diesem Zusammenhang seien die Begriffe *muṣṛikūn* («Beigeseller») und *kāfirūn* (Ungläubige) näher zu bedenken. In der islamischen Sicht müsse die Einheit, die zunächst gegeben war, wieder hergestellt werden. Die vorgenommene Abgrenzung von Gläubigen und Ungläubigen sei daher notwendig, um die umfassende Einheit wieder zu erlangen. Die *umma* bezeuge diese wahre Einheit, dies gelte es

näher zu reflektieren und es sei zu klären, wie dieser religiöse Auftrag heute umgesetzt werden könne. Damit sei die auch von Kalisch angesprochene Frage der Hermeneutik in der modernen Gesellschaft, in der Welt von heute, zu stellen. Laut Troll sei an dieser Stelle zu fragen, wann den Muslimen die Vision der *umma* als verwirklicht gelte und wie in diesem Zusammenhang universales Mitbürgertum denkbar sei.

Von der Nähe über die Distanz zur Entdeckung von Verwandtschaft

Die Frage nach den christlicherseits erfolgten Grenzziehungen nahm der zweite Hauptvortrag zum Thema »Tremendum und Fascinans einer anderen Gottesbeziehung, Abgrenzungen und Annäherungen im christlichen Denken an den Islam« von Olaf Schumann (Hamburg) auf. Schumann beschrieb vornehmlich die erfolgten Abgrenzungen und führte hierzu zahlreiche Beispiele aus der Zeit des frühen Islam sowie aus byzantinischer, lateinischer und reformatorischer Theologie auf. Der Koran zeige zunächst den engen Kontakt zu Juden und Christen und verdeutliche, dass auch Muhammad sich in der Tradition der beiden älteren Religionen sah. Trennungen der religiösen Traditionen, Abgrenzungen voneinander wurden erst nach und nach vollzogen. Trotz aller Unterschiede der Religionsgemeinschaften sei der Gedanke an die Einheit der *ummat Allāh* bis heute nie vollständig aus dem Blick geraten. Für die Frühzeit des Islam ist die christliche Wahrnehmung aus eigenen Quellen nur schwer zu erheben. Zunächst seien die Lehren des Propheten aus Mekka in das vielgestaltige Bild des orientalischen Christentums eingeordnet worden. Näheres sei erst in der Reaktion der Byzantiner abzulesen, die sich maßgeblich im Werk des Johannes von Damaskus ausdrücke und durch dieses geformt worden sei. Johannes nahm den Islam als christliche Häresie wahr und umschrieb die Muslime als Hagarener, Ismaeliten oder Sarazenen im Sinne einer innerchristlichen Abgrenzung. Dabei sei der Damaszener ausschließlich an jenen Lehren des Islam interessiert gewesen, die Berührungspunkte zum christlichen Glauben boten. Timotheus I (728-823), den Schumann als eine nestorianische Stimme aufführte, habe in seinen Auseinandersetzungen mit dem Islam vor allem die Fragen der Christologie und der Trinität erörtert und dabei versucht, durch Inanspruchnahme koranischer und islamischer Aussagen und Vorstellungen die christliche Lehre als vernunftgemäß auszuweisen. Nach einigen Blicken auf den lateinischen Westen verwies Schumann

in Bezug auf die Reformatoren nur knapp auf die Unterscheidung von »Deus revelatus« versus »Deus absconditus« wie sie bei Luther aufgenommen wird: In der Zurückweisung des sich selbst offenbarenden Gottes zeige sich die falsche Gottesbeziehung der Muslime, die sich um einen Zugang zu Gott aus eigenen Kräften mühten und somit gegen das Evangelium handelten und unter dem Zorn Gottes stünden. Schumann bemerkte, dass Luther die Muslime dennoch nicht zu den Heiden gezählt habe, sondern den Islam weiterhin als christliche Häresie, aber keinesfalls als eigenständige Religion ansah. Insgesamt aber sei die Reformation in ihrer Beurteilung des Islam nicht über die mittelalterlichen Vorgaben hinausgegangen. Abschließend würdigte Schumann protestantische Positionen und die Position des II. Vatikanums, insbesondere die Erklärung *Nostra Aetate*. Erstmals werde der Islam hier als eine dem Christentum verwandte, eigenständige Religion anerkannt.

Tahsin Görgün (Frankfurt) verwies in seiner Antwort auf den Vortrag gleichsam zusammenfassend darauf, dass der Islam innerhalb der christlichen Theologiegeschichte nicht als eigenständige Religion wahrgenommen worden sei, sondern stets im Rahmen der christlichen Heilsgeschichte verortet wurde. Dies belegten die zahlreichen von Schumann vorgestellten Beispiele. So würden stets nur einzelne Berührungspunkte zum Christentum ausgenommen, aber es habe kein Vergleich stattgefunden, das authentische Selbstverständnis des Koran sei nicht gewürdigt worden. Hierin läge der maßgebliche Fehler, den es für weitere Debatten kritisch zu erinnern gelte.

Schrift – Geschichte – »Fundamentalismus«

In einem »Offenen Forum« wurden Projekte von Nachwuchswissenschaftlerinnen vorgestellt, so z. B. das Habilitationsvorhaben von Markus Kneer (Hamm) zum Thema »»Person« als Konzept koranischer Anthropologie? Zur Religionsphilosophie M. A. Lahbabis (1922-1993)« und das Dissertationsprojekt von Christine Saukel (Bielefeld) zur Frage »Ties and Images. Social Network Relations of Moroccan Migrants in Germany and their Perceptions of the West«.

Die drei thematischen Foren nahmen verschiedene Einzelperspektiven auf das Thema der Tagung ein: Das erste Forum befasste sich mit dem Thema der Abgrenzungen innerhalb der Schriften und ihrer Wirkungsgeschichte. Die

koranische Sicht wurde von Ömer Özsoy (Ankara) dargestellt; die Verwendung biblischer Texte zur Abgrenzung gegenüber dem Islam untersuchte Stefan Schreiner (Tübingen). Özsoy illustrierte zunächst anhand zahlreicher Suren die ambivalente, geschichtlich-situativ bedingte Perspektive des Koran auf die Schriftbesitzer. *Kufr* dürfe nicht im engeren Wortsinn als Unglaube aufgefasst werden, sondern charakterisiere vielmehr eine Haltung der Undankbarkeit gegenüber Gott bzw. der bewussten Ablehnung der Wahrheit. Auch sei mit dem Koran von einem »islamischen Christentum«, bzw. einem »nichtislamischen Islam«, zu reden, wenn die Gottergebenheit der Nichtmuslime und ihre Dankbarkeit gegenüber Gott gemeint sei. Die von Özsoy vorgetragene Deutung der Termini *kufr* und *islām* führten zu kontroversen Diskussionen. Schreiner verwies in seinem Kurzvortrag auf zahlreiche zur Abgrenzung gegenüber dem Islam verwendete biblische Texte. Er betonte, dass ein solcher biblischer Rückbezug in der Bestimmung des christlichen Verhältnisses zum Islam sekundär sei. Im Laufe der Geschichte sei zunächst versucht worden, durch positive Anknüpfung an den Koran zu überzeugen und zu argumentieren, eine Kritik und Widerlegung mit Hilfe biblischer Bezugnahmen sei erst später erfolgt. Auch seien hierbei die Abgrenzungsweisen der byzantinischen und lateinischen Theologen zu unterscheiden, insofern erstere in Auseinandersetzung mit dem Koran argumentierten, während im Westen kaum Kenntnisse hierüber vorlagen, was zu immer stärkeren Polemiken geführt habe.

Das zweite Forum vertiefte die Frage der historischen Abgrenzungen am Beispiel der Kreuzzüge und ihrer Rezeption. Peter Antes (Hannover) gelang es aufzuzeigen, dass es sich bei den Kreuzzügen nicht vor allem um einen Kampf zwischen Christen und Muslimen handelte, sondern vielmehr um ein westeuropäisches Unternehmen, das sich vor allem gegen die Juden und Muslime im Heiligen Land richtete. Der sich hierbei vollziehende islamische Einfluss auf die Christen habe dabei zu ihrer Kultivierung und Bildung durchaus positiv beigetragen. Thomas Würtz' (Zürich) Blick auf die historische Realität und Rezeption der Kreuzzüge vermochte auf zahlreiche Konstruktionen zu verweisen, die gegenwärtige Instrumentalisierung und Ideologisierung der historischen Ereignisse in ihrer starren Festschreibung erkennbar werden ließen.

Das dritte thematische Forum wandte sich den fundamentalistischen Abgrenzungsdiskursen zu. Der islamische Fundamentalismus wurde von Bekim Agai (Bonn) näher analysiert; er referierte zum Thema »Abgrenzung vom Christentum und Polemik gegen alternative Islaminterpretationen in fundamentalis-

tischen Diskursen des Islam«. Agai unterstrich vor allem, dass ein Blick in die islamische Geschichte zwar zu wichtigen Erkenntnissen hinsichtlich der Verhaltensmuster gegenüber dem Christentum führe. Wichtiger für eine künftige Koexistenz sei es aber, die hieraus gewonnenen Einsichten in fundamentalistische Fehlformen muslimischen Selbstverständnisses für die Gegenwart zu nutzen. Die umgekehrte Perspektive »Abgrenzung vom Islam in fundamentalistischen Diskursen des Christentums« wurde von Grit Klinkhammer (Bremen) beleuchtet. Klinkhammer definierte und charakterisierte den Begriff des christlichen Fundamentalismus vor allem mit Blick auf seine Ausprägungen bei der »Partei Bibeltreuer Christen« und der »Christlichen Mitte«. Neben dem Aufweis der jeweiligen Abgrenzungsstrategien diskutierte das Forum die Frage, welche Funktion die Abgrenzungsstrategien innerhalb der betreffenden Ideologie einnehmen und ob es hierbei religionsübergreifende Merkmale gebe.

Jenseits der Trennung: christlich-islamische »Symphonie«

Assaad Elias Kattan (Münster) nahm aus orthodoxer Perspektive mit seinen Reflexionen zur Frage »Trennende Differenz versus versöhnende Synthese? Überlegungen zu einer weniger abgrenzenden Identitätsbestimmung« das Grundmotiv der vorherigen Diskussionen auf. Kattan hob eingangs in Anlehnung an René Girard hervor, dass jeder Rivalität ein gewisser Grad an Ähnlichkeit zugrunde liege, von dem sich das Bewusstsein für das Unterschiedlichsein nähre. Dies gelte auch für das Verhalten von Religionen, insofern diese überwiegend anthropologisch aufgefasst würden: Die Existenz einer anderen, verwandten Religion werde als Infragestellung der Gültigkeit des eigenen Sinngefüges wahrgenommen, die Rivalität sei also auch hier durch primäre Ähnlichkeit bedingt. Allerdings sei dieses Rivalitätsverhältnis zwischen Religionen in anderer Weise von Ambivalenzen gekennzeichnet, als das Verhältnis zwischen Individuen. Kattan warf die Frage auf, ob und wie das beschriebene Konkurrenzverhältnis zwischen den Religionen, das auf einer impliziten Ähnlichkeitsrelation beruhe, nicht notwendig zu Konfrontation und Gewalt führen müsse. Schließlich gehe es auch den Religionen zunächst darum, ihre jeweilige Überlegenheit zu behaupten, indem die zwischen ihnen vorhandenen Unterschiede überbetont würden. Die Unterschiede dienten somit weniger der Beschreibung der eigenen Identität als vielmehr als Ausschlusskriterien, so dass die Religionen sich als geschlosse-

nes System zementieren könnten, »indem die Unterschiede verabsolutiert, zu verfestigten Differenzen erklärt und bisweilen auf die Ewigkeitsebene projiziert werden.« Zunehmend allerdings würde eine derart monolithische Fremd- und Selbstsicht durchbrochen, Kontextualisierungen und auch innerhalb der Religionen verlaufende »Trennungslinien« führten gegenwärtig zu einer Neubewertung der Unterschiede. Wenngleich jedes Einzelelement in Islam und Christentum religionswissenschaftlich auf eine vorausgehende oder zeitgleiche religiöse Erscheinung zurückgeführt werden könne, so ändere diese Einsicht nichts daran, dass die kreative Synthese, die jede Religion biete, einmalig und unwiederholbar sei. Kattan verdeutlichte abschließend, dass es keinesfalls darum gehen dürfe, das Besondere einer jeweiligen Religion zu bestreiten. Wohl aber müsse es gelingen, die beschriebenen Zementierungsprozesse, die durch verabsolutierte Unterschiede entstünden, aufzubrechen und neue Wege der dynamischen Identitätsbestimmung in Islam und Christentum zu wagen. Die je eigenen Melodien und kennzeichnenden Motive der Religionen könnten so als Potential für eine gemeinsame Symphonie genutzt werden.

Die Abschlussdiskussion fragte nach neuen Perspektiven für die Verhältnisbestimmung von Islam und Christentum. Die Teilnehmerinnen des Forums kamen darin überein, dass es künftig vor allem um die Suche nach einer gemeinsamen Hermeneutik gehen müsse. Es gelte nicht nur, die eigenen Denkstrukturen abstrakt über die andere Religion zu hinterfragen, sondern vor allem auch im Gespräch mit ihr Differenzen zu benennen und zu markieren. Auch sei es notwendig, die vorgefundenen Abgrenzungselemente stärker als identitätsstiftende Kennzeichnungen wahrzunehmen. Nur in dieser Lesart seien die notwendigen Grenzbestimmungen dazu geeignet, künftig die Reproduktion von Stereotypen zu verhindern und zugleich eine nicht erstrebenswerte Vereinheitlichung zu vermeiden. Eine zentrale Einsicht sei bereits gewonnen, wenn es gelänge, die Religionen nicht länger als abstrakte Konstruktionen oder starre Systeme zu fassen.